

Luxus

Die Ambivalenz des Überflüssigen in der Moderne

Herausgegeben von
Christine Weder und Maximilian Bergengruen



WALLSTEIN VERLAG

MAXIMILIAN BERGENGRUEN

Die Ökonomie des Luxus

Zum Verhältnis von Betriebs- und Nervenkapital in Thomas Manns »Buddenbrooks«

In Thomas Manns *Buddenbrooks*, so die These, die in diesem Aufsatz entfaltet werden soll, wird die ökonomische Dimension der Handlung analog zur psychiatrischen konstruiert: Bis zum Aussterben der männlichen Stammlinie nehmen Betriebs- und Nervenkapital der beschriebenen Kaufmannsfamilie von Generation zu Generation synchron ab.

Um diese These plausibel zu machen, entwickle ich zuerst die psychologische Variante dieses Verfallsszenarios anhand der Figur Thomas Buddenbrook und dessen hereditär bedingter Nervenschwäche (I.). Visuelle Ausdrucksform dieser Krankheit ist, wie ich in einem zweiten Schritt argumentieren möchte, sein Hang zum Luxus, wobei diese Eigenschaft zugleich als Erklärung für den ökonomischen Niedergang der Kaufmannsfamilie herangezogen wird (II.). Die doppelte Luxuskritik des Erzählers orientiert sich, wie ich zeigen möchte, vorderhand an der protestantischen Kapitalethik. In letzter Instanz steht hinter der Argumentation des Erzählers jedoch, wenn auch nur implizit, die aristotelische Ökonomielehre (III.). Damit ist besagt, dass der Erzähler für die Erklärung des Falls des Hauses Buddenbrook zwei gegenzeitliche Analysemodelle präsentiert: die moderne Psychiatrie und die vormoderne Wirtschaftstheorie (IV.). Zuletzt soll gefragt werden, ob eine solche altväterlich-ökonomische Position – zu einer Zeit wohl gemerkt, da sich die Wirtschaftswissenschaften gerade von den letzten Resten dieser Tradition zu befreien hoffen – das letzte Argument des Romans bleiben wird (V.).

I. Ähnlichkeiten

Der Erzähler der *Buddenbrooks* ist in Bezug auf Familienähnlichkeiten sehr genau. Er notiert, dass sich beim 16-jährigen Thomas »die Ähnlichkeit mit dem Großvater« Johann »so stark entwickelt wie bei Christian diejenige mit dem Vater« (81f.).¹ Und als Thomas schließlich das Geschäft seines

¹ Ich zitiere nach der Ausgabe Thomas Mann, *Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Roman*, in: ders., *Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher*, hg. von Heinrich Detering u.a., Frankfurt a.M. 2002ff., Bd. I/1.

Vaters übernimmt, betont selbiger Erzähler, dass die »Ähnlichkeit mit dem Großvater« nun »noch größer geworden« sei (257).

Die Beobachtungen folgen einer physiognomischen Logik: Die Ähnlichkeit zwischen Thomas und seinem Großvater wird als Beleg dafür genommen, dass der frisch inaugurierte Inhaber der Firma an die investitionsbereite, aber zugleich auf Rückversicherung angelegte Geschäftspolitik des Patriarchen anschließen und die ängstliche und daher letztlich glücklose seines Vaters Jean vergessen machen wird. Und in der Tat: »Bald wurde bemerkbar, daß, seitdem Thomas Buddenbrook die Zügel in Händen hielt, ein genialerer, ein frischerer und unternehmerischer Geist den Betrieb beherrschte« (292). Und auch Thomas selbst beruft sich bei seiner neuen, auf die »Person« des Kaufmanns setzenden, Geschäftspolitik explizit auf seinen »Großvater« (293; 294).

Doch auf längere Sicht gesehen, trügt die physiognomisch genährte Hoffnung. Bekanntlich haben sich die *Buddenbrooks* der Logik der Degeneration verschrieben und arbeiten deswegen unaufhaltsam auf das bittere Ende ihrer Familie hin. Niemand spürt das so stark wie der kleine Hanno Buddenbrook, der einzige Sohn Thomas', der einen dicken Strich unter die Familienchronik zieht und als Begründung anführt: »Ich glaubte ... ich glaubte ... es käme nichts mehr ...« (576).

Diese desaströse familiäre Entwicklung wird nirgends deutlicher als am Scheitelpunkt des Romans, an dem der vielversprechende Charakter Thomas' radikal in sein Gegenteil umschlägt: Statt aktiver Geschäftspolitik mit Sinn für die ökonomischen Realitäten (wie bei Großvater Johann und ihm selbst kurz nach Firmeneintritt) stellen sich beim Firmeninhaber nun nicht enden wollende Lethargie und Erschöpfung ein. Das wird in den Lübecker Geschäftskreisen aufmerksam registriert: Die Fama gibt genüsslich weiter, dass der Handelsherr, der vor Kurzem noch den Lübecker Markt mitbestimmte, »an der Börse eigentlich nur noch dekorativ wirke« (673).

Von einer psychiatrischen Perspektive aus gesehen, ist Thomas' verhängnisvolle Charakterveränderung alles andere als eine Überraschung; vielmehr stellt gerade sie das Definiens einer damaligen Modekrankheit dar: der Neurasthenie.² Ein Neurastheniker zeichnet sich nämlich durch einen

2 Ich stütze mich auf die zwei grundlegenden Studien zur psychiatrischen Kulturkritik um 1900 im Allgemeinen und in ihrem Bezug zu Thomas Mann im Besonderen: Volker Roelcke, *Krankheit und Kulturkritik. Psychiatrische Gesellschaftsdeutungen im bürgerlichen Zeitalter (1790-1914)*, Frankfurt a.M. u.a. 1999, sowie ders., »Psychiatrische Kulturkritik um 1900 und Umriss ihrer Rezeption im Frühwerk Thomas Manns«, in: Thomas Sprecher (Hg.), *Literatur und Krankheit im Fin-de-Siècle (1890-1914)*, Frankfurt a.M. 2002, S. 95-114. Vgl. auch Joachim Radkau, »Neugier

verstärkten, aber vorzeitigen Aktionismus aus, der jedoch auf Dauer nicht zu halten ist und daher in sein Gegenteil umschlägt. So jedenfalls steht es in der psychiatrischen Literatur, z.B. in Richard von Krafft-Ebings *Über gesunde und kranke Nerven*, wo Neurasthenie als »übermäßige[] Consumption von Nervenkraft« definiert wird.³ Diese »gesteigerte Erregbarkeit« führt nun, wie bei anderen Autoren zu lesen ist, zu einer nervlichen Überforderung und ruft ab einem gewissen Zeitpunkt »Ermüdung«⁴ bzw. »Erschöpfbarkeit« hervor.⁵

Genau wie bei Thomas Buddenbrook, möchte man hinzufügen, bei dem sich, noch während der Zeit seines großen kaufmännischen und privaten Elans, die sich ankündigende Erschöpfung in seiner Mimik bereits für Sekundenbruchteile abzeichnet:

Wie bis zur Unkenntlichkeit verändert sein Gesicht sich ausnahm, wenn er sich allein befand! Die Muskeln des Mundes und der Wangen, sonst diszipliniert und zum Gehorsam gezwungen, im Dienste einer unaufhörlichen Willensanstrengung, spannten sich ab, erschlafften; wie eine Maske fiel die längst nur noch künstlich festgehaltene Miene der Wachheit, Umsicht, Liebenswürdigkeit und Energie von diesem Gesichte ab, um es in dem Zustand einer gequälten Müdigkeit zurückzulassen (511f.).

Wie schon an dieser ephemeren Veränderung von Thomas' Gesicht zu sehen, trügen in den *Buddenbrooks* die physiognomischen Zeichen der Familienähnlichkeit deswegen, weil zum degenereszenten Verlauf der Krankheit ein zeitliches Moment hinzugekommen ist: das inhärente Verfallsdatum ehemals unverbrüchlich positiver Charaktereigenschaften. Das hat zur Folge, dass Thomas Buddenbrooks Versuch, seinem Großvater geschäftlich nachzueifern, zu einer maßlosen Überanstrengung und damit zu einer nichtregenerierbaren Erschöpfung führt; mit dem Ergebnis, dass nicht nur er, sondern auch sein einziger Nachkomme Hanno einen frühen Tod sterben werden.

der Nerven. Thomas Mann als Interpret des »nervösen Zeitalters«, in: *Thomas-Mann-Jahrbuch* 9 (1996), S. 29-53, und neuerdings Katrin Max, *Niedergangs-Diagnostik. Zur Funktion von Krankheitsmotiven in »Buddenbrooks«*, Frankfurt a.M. 2008, hier bes. S. 48ff.; 79ff.

3 Richard von Krafft-Ebing, *Über gesunde und kranke Nerven*, Tübingen o. J. [= 1885], S. 25; Herv. M. B.

4 Otto Dornblüth, *Gesunde Nerven. Ärztliche Belehrungen für Nervenranke und Nervenschwache*, Rostock 1896, S. 16.

5 Wilhelm Erb, *Ueber die wachsende Nervosität unserer Zeit. Akademische Rede zum Geburtsfeste des höchstseligen Grossherzogs Karl Friedrich am 22. November 1893*, Heidelberg 1893, S. 11.

II. Luxus

Thomas Buddenbrook ist – das lässt sich ohne Übertreibung festhalten – dem Luxus nicht abhold. Solange man die äußere Ähnlichkeit zwischen ihm und seinem Großvater auf charakterliche Ähnlichkeiten hochrechnen konnte, schien diese Eigenschaft ein notwendiger Teil seiner Geschäftspolitik zu sein, d.h. seiner Vorstellung vom Kaufmann als öffentlicher Person.

Doch erste Zweifel meldet der Erzähler bereits zu dem Zeitpunkt an, da er sich, anlässlich Thomas' Firmeneintritt, auffallend lange bei dessen »über den Ohren zu kleinen Hügeln zusammengebürstete[r] Frisur« und seinem »nach französischer Mode sehr spitz gedrehte[n] Schnurrbart« (257) aufhält. Wenig später referiert der Erzähler die im Lübecker Klatsch geäußerte Vermutung, dass Thomas' Hang zum Luxus, anders als bisher gedacht, kein Wiederanknüpfen an die Familientradition, sondern vielmehr den Bruch mit ihr darstelle:

Ein bißchen präventiös, dieser Thomas Buddenbrook, ein bißchen ... anders: Anders auch als seine Vorfahren. Man wußte, besonders der Tuchhändler Benthien wußte es, daß er nicht nur seine sämtlichen feinen und neumodischen Kleidungsstücke – und er besaß deren ungewöhnlich viele: Pardessus, Röcke, Hüte, Westen, Beinkleider und Cravatten – ja auch seine Wäsche aus Hamburg bezog. Man wußte sogar, daß er tagtäglich, manchmal sogar zweimal am Tage, das Hemd wechselte, und sich das Taschentuch und den à la Napoléon III. ausgezogenen Schnurrbart parfümierte. Und das Alles that er nicht der Firma und der Repräsentation zuliebe – das Haus ›Johann Buddenbrook‹ hatte das nicht nötig – sondern aus einer persönlichen Neigung zum Superfeinen und Aristokratischen (322).

Wie gesagt, das ist der Tratsch der Lübecker Gesellschaft. Aber offensichtlich kann sich der Erzähler dessen Suggestionskraft mit der Zeit immer weniger entziehen. Es ist nicht mehr zu unterscheiden, ob er oder die Fama die eingeschobene Analyse – »Das Haus ›Johann Buddenbrook‹ hatte das nicht nötig« – formuliert.

Das Haus Johann Buddenbrook hat im Übrigen auch das neue Haus von Thomas Buddenbrook nicht nötig, vor allem kann es sich dieses kaum leisten. Mit quälender Genauigkeit erwähnt der Erzähler die luxuriösen Details dieses Prachtbaus: den »Altan« (eine venezianische Form der erhöhten, meist auf prunkvollen Säulen stehenden Terrasse) und das »weißgoldene Geländer der Galerie« (505) sowie das »weite[, parkettierte[] Speisezimmer, mit seinem hohen und luxuriösen Plafond und seinen

prachtvollen Eichen-Möbeln« (513). Sehr nobel, aber eben auch, wie die Lübecker Fama, die sich der Erzähler ein zweites Mal zu eigen macht, berichtet: »verzweifelt teuer [...], und der alte Konsul hätte solche Sprünge sicherlich nicht gemacht« (467).

Die hier erneut hervorgehobene Abweichung von der Geschäfts- und Familienpolitik der Buddenbrooks wird schließlich auch Thomas selbst klar: »Hundertmal hatte er den kostspieligen Bau seines neuen Hauses verwünscht, das ihm, so empfand er, nichts als Unheil gebracht hatte« (513). Es ist natürlich nicht nur das Haus, aber eben zuletzt auch dieses, das den geschäftlichen Niedergang der Familie Buddenbrook einläutet: »Was das rein Geschäftliche betraf, so galt im Allgemeinen sein [Thomas'] Vermögen für stark reduziert und die Firma für im Rückgange begriffen« (672).

Es wird offensichtlich, dass der Erzähler mit dieser immer deutlicher werdenden Kritik am Luxus von Thomas Buddenbrook eine Position einnimmt, die man mit Max Weber als protestantische Kapitalethik bezeichnen könnte. Bekanntlich arbeitet Weber heraus, dass gemäß dieser Doktrin das »sittlich wirklich Verwerfliche [...] das *Ausruhen* auf dem Besitz, der *Genuß* des Reichtums mit seiner Konsequenz von Müßigkeit und Fleischeslust« darstellt, während allein »*Handeln* nach dem unzweideutig geoffenbarten Willen Gottes zur Mehrung seines Ruhms« dient – und beinahe ganz nebenbei auch des eigenen Reichtums.⁶

6 Max Weber, »Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus«, in: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, Tübingen 71978, S. 1-206, hier S. 166f. Vgl. zum Verhältnis Mann/Weber in Bezug auf die protestantische Kapitalethik auch Manfred Dierks, »Buddenbrooks« und die kapitalistische Moderne«, in: Thomas Sprecher (Hg.), »Was war das Leben? Man wusste es nicht!«. *Thomas Mann und die Wissenschaften vom Menschen. Die Davoser Literaturtage 2006*, Frankfurt a.M. 2008, S. 111-126, hier S. 116f. Dierks spricht angesichts der Veröffentlichungssituation (die *Buddenbrooks* erscheinen 1901, Webers Arbeit 1904f.) von einer »intuitive[n] Vorwegnahme«. Vgl. hierzu auch Jan Rohls, »Thomas Mann und der Protestantismus: 100 Jahre ›Buddenbrooks‹«, in: *Zeitschrift für Theologie und Kirche* 99 (2002), S. 351-378, S. 356f., Andreas Urs Sommer, »Der Bankrott ›protestantischer Ethik‹. Thomas Manns ›Buddenbrooks‹; Prolegomena einer religionsphilosophischen Romaninterpretation«, in: *Wirkendes Wort* 44 (1994), S. 88-110, versucht die protestantische Ethik bei Mann stärker im rein religiösen Bereich zu verorten. Dies scheint mir ein wichtiger Ansatz zu sein, nicht zuletzt deswegen, weil die degenerative Struktur der *Buddenbrooks* auch aus einer protestantischen Lektüre des Alten Testaments hergeleitet werden kann. Rohls, Mann und der Protestantismus (in dieser Fußnote), S. 355, und neuerdings auch Max (wie Anm. 2), S. 307ff., weisen zu Recht auf den programmatischen Anfang des Romans, d.h. die Thematisierung des Kleinen Katechismus, hin. Es wäre freilich hinzuzufügen, dass hier v.a. die Zehn Gebote und der ihren Bruch ahndende Gottesfluch bis in die nachfolgenden

Das hieße, der Erzähler würde eine Position einnehmen, die noch vor der – in der Einleitung dieses Bandes thematisierten – ökonomischen Wende in der Luxuskritik läge. Er würde nicht mit James Steuart oder G.W.F. Hegel auf die »sittlichere« und vor allem gesamtwirtschaftlich positive Verwendung des luxuriös verwendeten Kapitals hinweisen,⁷ sondern nur den primären individualwirtschaftlichen Verlust des Kaufmanns Buddenbrook in seine Rechnung miteinbeziehen. Mit Adam Smith würde er zwischen »produktive[r] und unproduktive[r] Arbeit« (»productive and unproductive Labour«)⁸ unterscheiden. Und von diesem Blickpunkt aus gesehen, fiel Thomas' Luxus eindeutig unter die unproduktive Art, da er das Betriebskapital verschwendet, statt dass es ihm und der Firma »samt einem Profit wiedererstattet werde« (»replaced to him with a profit«).⁹

Thomas Mann, der ja bekanntlich in seinem Studium auch Nationalökonomie hörte, sind beide Positionen, also die luxusfreundliche gesamtökonomische Perspektive und die luxuskritische Unterscheidung von produktivem und nichtproduktivem Kapital, nachweislich bekannt. In seiner Mitschrift der Nationalökonomie-Vorlesung von Max Haushofer aus dem Wintersemester 1894/95 notiert er sich: »Die Entwicklung & Veredlung des Speisens, der Kleidung, der Wohnung [...] octruiert dem Einzelnen Bedürfnisse auf, die ihm vielleicht nicht einfallen würden. Das hat sein Gutes, denn nur wo Mode ist, ist billige Massenproduktion möglich«. Aber er notiert sich auch die Perspektive Smith's, in abgerissenen Worten zwar, dafür bereits in Richtung *Buddenbrooks*weisend: »Durch Wertverminderung (vielfach in folge der Mode) Nutzkapital (für

Generationen eine zentrale Rolle spielen. Vgl. zu diesem Thema bei E.T.A. Hoffmanns *Elixieren des Teufels* und Storms *Schimmelreiter* (bekanntlich der Vorläufer-Novelle der *Buddenbrooks*), Vf., »Der Weg allen Blutes. Vererbung in E.T.A. Hoffmanns »Elixieren des Teufels«, in: Bernd Auerochs u.a. (Hg.), *Einheit der Romantik? Zur Transformation frühromantischer Konzepte im 19. Jahrhundert*, Tübingen 2009, S. 149-172; ders., »Fluch der dritten und vierten Generation. Neurasthenie, Vererbung und göttlicher Zorn in Theodor Storms »Der Schimmelreiter«, in: M.B., Caroline Pross, Klaus Müller-Wille (Hg.), *Neurasthenie. Die Krankheit der Moderne und die moderne Literatur*, Freiburg 2010, S. 73-102.

7 G.W.F. Hegel, *Vorlesungen über die Philosophie des Rechts*, hg. von Emil Angehrn u.a., Hamburg 2000, S. 120. Vgl. hierzu auch Birger P. Priddat, *Theoriegeschichte der Wirtschaft*, München 2002, S. 41f.

8 Adam Smith, *Eine Untersuchung über Natur und Wesen des Volkswohlstandes*, übers. von Ernst Grünfeld, hg. von Heinrich Waentig, 2 Bde., Jena 1920, Bd. II, S. 80. / ders., *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*, hg. von Roy Hitchenson Campbell u.a., 2 Bde., Oxford 1976, Bd. I, S. 330.

9 Alle Zitate: ebd., Bd. II, S. 83f. (dt.) / Bd. I, S. 332 (engl.).

die unmittelbare Bedürfnisbefriedigung) *Productivkapital* (nicht unmittelbar) der Unterschied nicht immer zu beobachten. Ein Haus kann Nutz- oder Produktivkapital sein, indem es zum Wohnen gebraucht wird oder zur Fabrikthätigkeit etc.«

Beide Positionen, die luxusfreundliche und die Kritik an der Verwandlung von »Produktions-« in »Consumptionsplätze«, schließen sich in einem gewissen Punkt aus. Das müsste in einer Kollegmitschrift nicht unbedingt thematisiert werden. Umso interessanter ist es, dass Mann dennoch zu einer Entscheidung tendiert. Hinter der Widergabe des luxusfreundlichen ökonomischen Theorems notiert er sich nämlich: »Aber der Spielraum der individuellen Phantasie wird [durch die Mode und ihre Massenproduktion] eingeschränkt.«¹⁰

Schon hier ist es also ein psychologisches, nicht ökonomisches Argument, das den Ausschlag gibt. Und wie der Student Mann scheint sich auch der Erzähler der *Buddenbrooks* zu entscheiden, wenn er Thomas' Verhalten beurteilen soll: Er folgt der psychologischen Luxuskritik auf ökonomischer Ebene – und aus der somit eingenommenen kapitalethischen Perspektive muss er zu dem Schluss kommen, dass Thomas mit seiner manierten Körperpflege und Kleidung, mit seiner kostspieligen Frau und vor allem dem unnötigen Hauskauf durch »unmittelbare Konsumtion« (»immediate consumption«)¹¹ Kapitalien bindet, die sonst produktiv im Geschäft eingesetzt werden könnten. Voilà, eine, wenn auch nur exemplarische, ökonomische Erklärung für den finanziellen Untergang des Hauses Buddenbrook.

Es wird sich allerdings zeigen, dass der Erzähler sich nur die moralische Dimension der protestantischen Kapitalethik zu eigen macht, in Bezug auf die ökonomische Begründung des Endes des Hauses Buddenbrook jedoch nicht bei Smith stehenbleibt, sondern noch einmal weiter in die Ökonomiegeschichte zurückgeht: bis zu Aristoteles.

Letzteres allerdings über einen metaphorischen Umweg. Es gilt nämlich zu berücksichtigen, dass Mann nicht nur über das Betriebs-, sondern, wie oben ausgeführt, auch über das Nervenkapital der Familie Buddenbrook schreibt. Und in diesem Zusammenhang spielt der Luxus ebenfalls eine zentrale Rolle.

Wenden wir uns in diesem Zusammenhang der bekannten Eingangssequenz aus dem fünften Kapitel des siebenten Teils zu:

¹⁰ Thomas Mann, *Collegheft 1894-1895*, hg. von Yvonne Schmidlin, Thomas Sprecher, Frankfurt a.M. 2001 (Thomas-Mann-Studien 24), S. 44, III.

¹¹ Smith (wie Anm. 8), Bd. II, S. 83 (dt.) / Bd. I, S. 332 (engl.).

Unsere Wünsche und Unternehmungen gehen aus gewissen Bedürfnissen unserer Nerven hervor, die mit Worten schwer zu bestimmen sind. Das, was man Thomas Buddenbrooks ›Eitelkeit‹ nannte, die Sorgfalt, die er seinem Äußeren zuwandte, der Luxus, den er mit seiner Toilette trieb, war in Wirklichkeit etwas gründlich Anderes. Es war ursprünglich um nichts mehr, als das Bestreben eines Menschen der Aktion, sich vom Kopf bis zur Zehe stets jener Korrektheit und Intaktheit bewußt zu sein, die Haltung giebt (460).

Das war, psychologisch gesehen, die »ursprünglich[e]« Haltung von Thomas Buddenbrook in Sachen Luxus: sich eine bestehende innere »Intaktheit« vor das ebenfalls innere Auge zu führen und sie so nach außen in »Haltung« umzusetzen. Mittlerweile ist jedoch diese innere Intaktheit – anders als bei Großvater Johann – nicht mehr vorhanden. Dadurch wird, so der Erzähler, aus der Außen/Innen-Kongruenz der Wille, die bloße Form ohne Inhalt zu bewahren:

Wenn das Merkwürdige zu beobachten war, daß gleichzeitig seine ›Eitelkeit‹, das heißt dieses Bedürfnis, sich körperlich zu erquicken, zu erneuern, mehrere Male am Tag die Kleidung zu wechseln, sich wieder herzustellen und morgenfrisch zu machen, in auffälliger Weise zunahm, so bedeutete das, obgleich Thomas Buddenbrook kaum 37 Jahre zählte, ganz einfach ein Nachlassen seiner Spannkraft, eine raschere Abnutzbarkeit (460).

Und was da abgenutzt und nachgelassen wird, das ist angesichts des ersten Satzes des Kapitels – und der Diagnose Thomas' als Neurastheniker – nicht schwer zu erraten: die Spannkraft der Nerven. Diese Nerven scheinen bei Thomas ihre krankhafte Abnutzung dergestalt ans Bewusstsein weiterzugeben, dass es dieses in ein Bedürfnis nach Luxus übersetzt. Da eine solche Übersetzung jedoch eher eine An- als eine Abspannung der Nerven mit sich bringt, handelt es sich bei Thomas' ›Eitelkeit‹ um eine trügerische Hoffnung, genauer gesagt: um die Selbstanfeuerung seiner neurasthenischen Erkrankung unter dem Deckmantel einer Therapie.

Diese ›Diagnose‹ des Erzählers wird noch deutlicher, wenn man sich das erwähnte Luxusproblem des Hausneubaus anschaut: Noch zu einem Zeitpunkt, da die »Geschäfte [...] so ausgezeichnet wie ehemals nur zu Zeit seines Großvaters« gingen, wird der Bau als eine Handlung beschrieben, bei der sich Thomas

hinter seiner planenden Phantasie sich beständig zum Verzweifeln im Rückstande fühlte. So war es nicht Übermut, daß Senator Buddenbrook im Sommer dieses Jahres 63 umherging und über dem Plane sann, sich

ein großes, neues Haus zu bauen. Wer glücklich ist, bleibt am Platze. Seine Rastlosigkeit trieb ihn dazu, und seine Mitbürger hätten dies Unternehmen seiner ›Eitelkeit‹ zurechnen können, denn es gehörte dazu. Ein neues Haus, eine radikale Veränderung des äußeren Lebens [...]: diese Vorstellungen gaben ihm ein Gefühl von Sauberkeit, Neuheit, Erfrischung [...] und er mußte alles dessen wohl bedürftig sein (461f.).

Der Hinweis auf die Eitelkeit Thomas', der wie gesagt auch bei den anderen Luxus-Passagen fällt, und die Wiederholung des Gedankens, dass Thomas in dieser Eitelkeit eine stabile äußere Form für ein labiles Inneres sucht, macht deutlich, dass auch das luxuriöse Haus einen Teil des verzweifelten Versuchs darstellt, auf das von den Nerven gefunkte SOS mit materiellem Großaufwand zu reagieren; sozusagen die in neurasthenischer »Rastlosigkeit«¹² vorangetriebene architektonische Neben- oder vielleicht ja sogar Hauptvariante der gedrehten Schnurrbartspitze. Thomas hat, so ließe sich die Position des Erzählers zusammenfassen, bei seinen luxuriösen Nebenbeschäftigungen, anders als es ihm seine Intuition vorgaukelte, nicht nur zu viele Geldmittel, sondern auch und insbesondere zu viel Nervenkraft verschwendet.

III. Neurasthenische und aristotelische Ökonomie

Wenn der Luxus in den *Buddenbrooks* so etwas wie eine theoretische Scharnierstelle zwischen dem Verlust von Nerven- und demjenigen von Betriebskapital darstellt, dann ist diese Konstruktion, wie ich im Folgenden ausführen möchte, weniger eine literarische Erfindung Thomas Manns als vielmehr die Elaboration einer verschwiegenen Prämisse der zeitgenössischen psychiatrischen Fachliteratur zur Neurasthenie.

In seiner populär gehaltenen ersten Arbeit über Neurasthenie, *Über gesunde und kranke Nerven*, Tübingen 1885, überschreibt Richard v. Krafft-Ebing das erste Kapitel mit den Worten: »*Nervenkapi-tal und Nervenarbeit*«. ¹³ Diese ökonomische Metapher ist dem Umstand geschuldet, dass die Neurasthenie, bei Beard angefangen, als eine Krankheit aufgefasst wird, welche die westliche Gegenwartskultur in Form von Läsionen mikrokosmisch im Menschen abbildet. Für den Bereich der Ökonomie heißt das: Die neu zu beobachtenden ungebremsten Umlaufformen des

¹² George M. Beard, *Die Nervenschwäche (Neurasthenia). Ihre Symptome, Natur, Folgezustände und Behandlung*, übers. und bearbeitet von M. Neisser, Leipzig 1881, S. 48.

¹³ Krafft-Ebing, *Gesunde und kranke Nerven* (wie Anm. 3), S. 16.

Geldes »in den Kreisen der Handelswelt, der Börsianer und Speculanten«¹⁴ finden ihren neurotischen Widerpart in einer ruinösen Ökonomie der Nervenkraft, die nicht selten in einem »Nervous Bankruptcy«¹⁵ bzw. in einem »Bankerott des geistigen Kapitals« endet.¹⁶ »In finance«, so fasst Beard seine nervliche Ökonomielehre zusammen, »a man is rich who always lives within his income« – und das gilt auch für die Nervenfinanzen: Die Menschen sind so lange reich an »nerve-force«, »as long as there ist no overdraft on the account«. Die Vorstellung, dass es auch im Rahmen eines seriösen ökonomischen Arrangements sinnvoll sein kann, einen größeren Kredit¹⁷ aufzunehmen, um mit ihm Gewinn zu machen, scheint Beard vollkommen fremd zu sein; zumindest im Bereich der Nerven.¹⁸

Vielmehr herrscht bei ihm wie bei Krafft-Ebing das einseitige Gebot der Sparsamkeit vor, das dem Ziel dient, das »Verhältniss zwischen Besitz und Verausgabung von Nervenkraft« wieder ins Gleichgewicht zu bringen.¹⁹ Der Neurastheniker bzw. seine Vorfahren – seit den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts wird die Neurasthenie zunehmend hereditär gedacht²⁰ – haben zu viel »Nervenskapital«²¹ ausgegeben, ja sie »verschwendete[n] diesen »kostbaren Besitz«²² geradezu und sorgten so nicht für spätere Zeiten, sei es bei ihnen selbst, sei es bei ihren Nachfahren, vor; mit dem Erfolg, dass zum Zeitpunkt der Krankheit dringend benötigtes Nervenkapital fehlt und der Betrieb, den das Nervensystem in dieser Metapher darstellt, Pleite geht.

Die Neurasthenie-Theoretiker berufen sich für ihre ökonomische Großmetapher von der Neurasthenie als Bankrott der Nerven natürlich nicht auf einen Ökonomen, sondern wechseln, da sie die Metapher ja auch für die Medizin benötigen, in einen Bereich, der ihnen als Ärzten vertrauter ist: in die Diätetik.

14 Erb (wie Anm. 5), S. 27.

15 George M. Beard, *American Nervousness, its Causes and Consequences. A Supplement to Nervous Exhaustion (Neurasthenia)*, New York 1881, S. 9. Vgl. hierzu Vf., »der dritten und vierten Generation« (wie Anm. 6).

16 Krafft-Ebing, *Gesunde und kranke Nerven* (wie Anm. 3), S. 77.

17 Vgl. zur Semantik des Kredits in den *Buddenbrooks*, Franziska Schössler, »Glauben, Schreiben, Verdienen: Kreditwesen und Poetik in Thomas Manns Romanen »Buddenbrooks« und »Königliche Hoheit««, in: Stefan Börnchen u.a. (Hg.), *Apokrypher Avantgardismus. Thomas Mann und die Klassische Moderne*, München 2008, S. 117–138, hier S. 121–130.

18 Beard, *American Nervousness* (wie Anm. 15), S. 9f.

19 Ebd., S. 18.

20 Vgl. hierzu ausführlich Roelcke (wie Anm. 2), S. 101ff.

21 Krafft-Ebing, *Gesunde und kranke Nerven* (wie Anm. 3), S. 18.

22 Ebd., S. 77.

Das richtige Verhältnis zwischen Besitz und Ausgaben von Nervenkapital entspricht in Krafft-Ebing's Augen – und dabei bezieht er sich auf Beard²³ – dem von Galen in *De Sanitate Tuenda* bestimmten Umgang mit den sechs *res non naturales* (Licht und Luft; Essen und Trinken; Bewegung und Ruhe; Schlafen und Wachen; Stoffwechsel und Ausscheidungen; Gemütsbewegungen). Bekanntlich ist das Ziel einer solchen Diätetik die Enthaltbarkeit in Bezug auf die Extreme.²⁴

Auf die Neurasthenie hochgerechnet heißt das: Insbesondere bei der »Ernährung des Nervensystems«²⁵ und bei dem Thema »Ruhe und Thätigkeit« ist eine Lebenshaltung anzustreben, wie sie »unsere Vorfahren« getrieben haben; eine Lebenshaltung, die näher an der »wunderbare[n] Einrichtung« der »Natur« liegt.²⁶ Krafft-Ebing geißelt demzufolge, ganz im Sinne der antiken Diätetik, die Maßlosigkeiten in der modernen Lebensführung: »sexuelle Ausschweifung[]«,²⁷ »geistige Ueberanstrengung«,²⁸ zu heftige »Gemüthsbewegungen«,²⁹ zu starke »körperliche Anstrengung«,³⁰ und »hygienische Schädlichkeiten«, sprich: eine »fehlerhafte Lebensweise«,³¹ und plädiert stattdessen für die »Eingehung guter Ehe«,³² eine »Diätetik der Arbeit«,³³ eine »Diätetik der Erholung«,³⁴ eine »Diätetik des Schlafs«³⁵ und eine »Diätetik der Genussmittel«. Durch ein maßvolles Handeln im Leben, so sein abschließendes Plädoyer, lässt sich die Neurasthenie vermeiden, während die Aufsuchung der Extreme die Neurasthenie verschlechtert bzw. diese überhaupt erst hervorruft.

Die Diätetik mit ihrer Maxime des mittleren Maßes ist also bei Krafft-Ebing eine Leihklärung für die von Beard geerbte Metapher der Neurasthenie als nervlicher Bankrotterklärung: Auch die Nervenpleite, so muss

23 Beard plädiert für »Digestive Hygiene« (Nervenschwäche/Neurasthenia [wie Anm. 12], S. 130), »Milchdiät« (ebd., S. 132), eine »Ruhe- und Arbeitskur« sowie »Ruhe und Absperrung« (ebd., S. 133).

24 Vgl. hierzu Vf., *Schöne Seelen, groteske Körper. Jean Pauls ästhetische Dynamisierung der Anthropologie*, Hamburg 2003, S. 91.

25 Krafft-Ebing, *Gesunde und kranke Nerven* (wie Anm. 3), S. 18.

26 Ebd., S. 20f.

27 Ebd., S. 50.

28 Ebd., S. 54.

29 Ebd., S. 64.

30 Ebd., S. 69.

31 Ebd., S. 73.

32 Ebd., S. 79.

33 Ebd., S. 80.

34 Ebd., S. 83.

35 Ebd., S. 91.

36 Ebd., S. 93.

man Krafft-Ebing verstehen, basiert auf dem Aufsuchen ökonomischer Extreme bzw. der Nicht-Einhaltung einer Regel haushälterischen Maßes.

So weit die medizinische Beschreibung. Wenn man aber nun Beards und Krafft-Ebings diätetisch konnotierte Metapher von der Neurasthenie als Nervenbankrott ökonomietheoretisch explizit zu machen versuchte, dann stieße man, sozusagen als Enthymem ihrer Argumentation, auf die aristotelische Ökonomie.

Bekanntlich unterscheidet Aristoteles in seiner *Politik* zwischen zwei Formen von Erwerbskunst (*χρηματιστική*):³⁷ diejenige, die auf den Selbstzweck der Kapitalvermehrung ausgerichtet ist,³⁸ und diejenige, die den eigentlichen Zweck dieses Kapitals im Auge behält: nämlich das Erreichen eines guten gemeinschaftlichen Zusammenlebens.³⁹ Nur diese letzte Form ist für Aristoteles akzeptabel, und nur sie kann zur Haushaltungskunde (*οικονομική*)⁴⁰ gerechnet werden.

Aristoteles muss jedoch zugeben, dass die Unterschiede zwischen einer der Ökonomie verpflichteten Chrematistik und einer Chrematistik als Selbstzweck nicht immer einfach zu bestimmen sind.⁴¹ Daher versucht er eine, heute als metaphysisch charakterisierte, Unterscheidung: Die Chrematistik, welche die staatliche und häusliche Gemeinschaft im Auge behält (und daher der Ökonomie zugerechnet werden kann), ist maßvoll und nahe an der Natur (*φύσις*)⁴² bzw. den natürlichen Bedürfnissen des Menschen. Die Chrematistik hingegen, die den Kapital- und, noch schlimmer: den Gelderwerb als Selbstzweck ansieht, wird als maßlos (*ἄπειρος*)⁴³ und als ein Werk der Kunst (*τέχνη*)⁴⁴ angesehen.

Die Maßlosigkeit in Bezug auf den Kapitalerwerb kann, wie Aristoteles hinzufügt, auf einer Maßlosigkeit bei den Sinnengenüssen basieren, insofern als die ungezügelt Chrematistik als das Mittel angesehen wird, die unendlichen Genusswünsche der Marktteilnehmer zu befriedigen;⁴⁵ auch hier also (wie später bei Smith) eine Luxus-Kritik, die sich aus einem ökonomischen Modell herleitet.

37 Aristoteles, Pol. 1256b41 (Ich zitiere nach der Ausgabe Aristoteles, *Werke* [gr.-dt.], 7 Bde., hg. von Franz Susemihl, Aalen 1978 [Neudruck der Ausgabe Leipzig 1879]). Die Zählung erfolgt nach Bekker.

38 Aristoteles, Pol. 1257a2

39 Aristoteles, Pol. 256b28ff.

40 Aristoteles, Pol. 1256a4.

41 Aristoteles, Pol. 1257a3ff.

42 Aristoteles, Pol. 1256b9.

43 Aristoteles, Pol. 1256b35

44 Aristoteles, Pol. 1257a5.

45 Aristoteles, Pol. 1258a1ff.

Die Gemeinsamkeiten zwischen der aristotelischen Kritik der reinen Chrematistik und der neurasthenischen Diätetik könnten deutlicher nicht sein: In beiden Fällen herrscht ein Plädoyer für maßvolles Handeln vor, dessen Probestein die Nähe zur Natur ist. Darüber hinaus findet sich in beiden Fällen die Absage an eine überzogene Investitionspolitik: Wenn in der aristotelischen Finanzpolitik der Erwerb von Gütern dem Gebot der Haushaltung unterworfen wird, so spiegelt sich diese Vorgabe in der Neurasthenie-Lehre mit der Doktrin wider, nie mehr auszugeben, als man besitzt: »In Finance« genauso wie in Sachen »Nerve-force« (s.o.).

Aus dem Gesagten dürfte deutlich geworden sein, dass, wer sich die Neurasthenie-Theorie des ausgehenden 19. Jahrhunderts zu eigen macht, über die zugehörige Metaphorik *nolens volens* die alteuropäische Ökonomie-Lehre mit einkauft. Das gilt auch und insbesondere für den Erzähler der *Buddenbrooks*, der es ja geradezu darauf anlegt, die ökonomische Implikation der Neurasthenie-Lehre explizit zu machen.

IV. Zurück zu den Buddenbrooks

Es ist kaum zu übersehen, dass die Geschäftsmaxime der Buddenbrooks – »Mein Sohn, sey mit Lust bey den Geschäften am Tage, aber mache nur solche, daß wir bey Nacht ruhig schlafen können!« (190) – mit der aristotelischen Rückbindung der Chrematistik an die Ökonomie weitgehend zur Deckung kommt. Geschäfte, infolge derer man nachts nicht schlafen kann, sind ebendie, welche sich zu sehr der Eigendynamik der Kapital-, oder sogar der reinen Geldvermehrung verschrieben haben und nicht mehr der Rückbindung der Ware an ihren natürlichen Wert gedenken.

Demzufolge wird auch deutlich, worin die Umschreibung Manns in Sachen protestantischer Luxuskritik liegt: Während das klassische Modell (für das ich Smith herangezogen habe) Luxus als ein *Zuwenig* definiert – zu wenig Handel bzw. Handeln für die Mehrung von Gottes Ruhm und des eigenen Kapitals –, versteht der Erzähler der *Buddenbrooks* Luxus, mit den Neurasthenie-Theoretikern, der Diätetik und mit Aristoteles, als ein *Zuviel*. Sie betonen am Luxus nicht, wie die protestantische Kapitalethik, das Fehlen produktiver Arbeit, sondern die maßlose Verschwendung von Kraft und Energien, die mit ihm einhergeht.

Auf Thomas Buddenbrook übertragen, heißt das (immer mit dem Erzähler gesprochen): Er wiederholt mit seiner luxusbedingten Verschwendung von Betriebskapital die Verschwendung von Nervenkapital, die er und seine Vorväter zuvor beim Aufbau des Geschäftes betrieben haben. Es fehlt ihm dementsprechend an, wie es des Öfteren in den *Budden-*

brooks thematisiert wird, »Mäßigkeit« (81; 179); wie gesagt nicht nur Zentralbegriff bei Aristoteles, sondern auch in der Diätetik.

Die sich dergestalt abzeichnende diätetisch-ökonomische Spur wird bereits auf den ersten Seiten des Romans gelegt: Schon hier wird der Arzt der Familie Buddenbrook, Dr. Grabow, als ein Diätetiker eingeführt, der, allein mit diesem paramedizinischen Minimalwissen ausgestattet, am Beispiel des kulinarischen Luxus die Degenereszenz der ganzen Familie vom ersten Tag an voraussagen kann, oder sagen wir genauer: könnte.

Dem kleinen Christian ist nach einem opulenten Essen mit geladenen Gästen im Hause seines Großvaters Johann Buddenbrook schlecht wie noch nie in seinem Leben. Zumindest denkt er das. Und anlässlich dieser Szene schwenkt der Erzähler in eine Art inneren Monolog des bei diesem Essen ebenfalls anwesenden Mediziners (sozusagen eines teilhabenden Beobachters):

Nun, Gott befohlen! Er, Friedrich Grabow, war nicht derjenige, welcher die Lebensgewohnheiten aller dieser braven, wohlhabenden und behaglichen Kaufmannsfamilien umstürzen würde. Er würde kommen, wenn er gerufen würde, und für einen oder zwei Tage strenge Diät empfehlen, – ein wenig Taube, ein Scheibchen Franzbrot ... ja, ja – und mit gutem Gewissen versichern, daß es für diesmal nichts zu bedeuten habe. Er hatte, so jung er war, die Hand manches wackeren Bürgers in der seinen gehalten, der seine letzte Keule Rauchfleisch, seinen letzten gefüllten Puter verzehrt hatte und, sei es plötzlich und überrascht in seinem Comptoirsessel oder nach einigem Leiden in seinem soliden alten Bett, sich Gott befahl. Ein Schlag, hieß es dann, eine Lähmung, ein plötzlicher und unvorhergesehener Tod ... ja, ja, und er, Friedrich Grabow, hätte sie ihnen vorrechnen können, alle die vielen Male, wo es »nichts auf sich gehabt hatte«, wo er vielleicht nicht einmal gerufen war, wo nur vielleicht nach Tische, wenn man ins Comptoir zurückgekehrt war, ein kleiner, merkwürdiger Schwindel sich gemeldet hatte ... Nun, Gott befohlen! Er, Friedrich Grabow, war selbst nicht derjenige, der die gefüllten Puter verschmähte. Dieser panierte Schinken mit Chalottensauce heute war delikater gewesen, zum Teufel, und dann, als man schon schwer atmete, der Plettenpudding – Makronen, Himbeeren und Eierschaum, ja, ja ... »Strenge Diät, wie gesagt, – Frau Konsulin? Ein wenig Taube, – ein wenig Franzbrot ...« (39f.).

Ein in vielerlei Hinsicht bemerkenswertes Zitat: Es macht deutlich, dass die Buddenbrooksche Abkehr von der Mäßigung, von der man denken könnte, dass sie bei Jean oder Thomas ihren Anfang genommen habe, im Kern schon bei dem alten Johann Buddenbrook als dem Gastgeber die-

ses Essens zu beobachten ist.⁴⁶ Schon bei ihm setzt also die Abwendung vom diätetisch-ökonomischen Maß ein, die später auf neurologischem Gebiet die Krankheiten hervorbringen wird, an der die Familie zugrunde gehen wird.

Dass dieses Thema am Essen, genauer: an den Essgewohnheiten des Christian Buddenbrook abgehandelt wird, ist insofern interessant, als damit erstens die Diätetik explizit angesprochen und zweitens zugleich in die Neurasthenie (als nichtdiätetische, unmäßige Nerventätigkeit) verlängert wird. Der Erzähler bemerkt nämlich, dass Christians diätloses Essen nicht nur eine körperliche, sondern auch eine psychische Komponente besitzt: »Das starke Wort ›Mir ist so verdammt übel‹ schien ihm geradezu Lindering zu bereiten, mit solcher Inbrunst stieß er es hervor« (39). Es geht also nicht nur um das Essen, sondern auch und insbesondere um die nervlichen Begleiterscheinungen.

Man muss dazu sagen, dass Christian, der Bruder von Thomas, später ebenfalls Neurastheniker werden wird, nur dass seine Nervenschwäche, ganz nach Lehrbuch im Übrigen, ab einem gewissen Punkt in die »Neuropsychose«,⁴⁷ genauer gesagt: in die Wahnvorstellung, abgeleitet wird: Man denke an seinen Bericht von dem »Mann« in der »Dämmerung« auf dem »Sofa [...], der dir zunickt und dabei überhaupt gar nicht vorhanden ist« (637).⁴⁸

46 Vgl. hierzu auch Max (wie Anm. 2), S. 65ff.; 79ff.

47 Richard von Krafft-Ebing, *Nervosität und neurasthenische Zustände*, Wien 1895, S. 122.

48 Vgl. hierzu auch Manfred Dierks, »Zu kurze Nerven. ›Buddenbrooks‹ als Neurasthenie-Roman«, in: *Neue Rundschau* 112.3 (2001), S. 62–71; ders., »›Buddenbrooks‹ als europäischer Nervenroman«, in: *Thomas Mann-Jahrbuch* 15 (2002), S. 135–152, hier S. 145. Petra Kuhnau, »Auch eine Geschichte der Brüder Buddenbrook. Zur Dialogizität von Hysterie und Neurasthenie in Thomas Manns Roman«, in: *Scientia poetica* 9 (2005), S. 136–175, und Max (wie Anm. 2), S. 147ff. verfehlen meiner Ansicht nach die medizinische Pointe der Brüder-Konstellation, wenn sie Christian als Hysteriker charakterisieren. Hier ist eher der älteren Forschung zuzustimmen, die das Brüderpaar als zwei verschiedene Neurastheniker-Typen auffasst (Joachim Radkau, *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*, München, Wien 1998, S. 66f.; Anja Schonlau, »Das ›Krankhafte‹ als poetisches Mittel in Thomas Manns Erstlingsroman. Thomas und Christian Buddenbrook zwischen Medizin und Verfallspsychologie«, in: *Heinrich-Mann-Jahrbuch* 15 [1997], S. 87–121). Im Kommentar der Buddenbrook-Ausgabe schließlich wird in Bezug auf Christian von einer neurotischen Imitation der dekadenten Leistungsethik Thomas' durch Christian gesprochen (Kommentar von Eckhard Heftrich u.a., in: Thomas Mann, *Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher*, hg. von Heinrich Detering u.a., Frankfurt a.M. 2002ff., Bd. 1/2).

Christians Situierung zwischen Neurose und Psychose ist einer speziellen Variante der Neurasthenie geschuldet. Während Thomas' Nervenschwäche, wie oben ausgeführt, dem beardschen Modell von Erregung und Erschöpfung folgt (inklusive krafft-ebingscher Degenereszenz, wohlverstanden), ist Christians Krankheit, medizinhistorisch gesprochen,⁴⁹ nach der Keimzelle der Neurasthenie gemodelt: dem »hypochondrische[n] Element«,⁵⁰ verstanden als zu großer Selbstbeobachtung (»Einkehr in sich selbst bis zu crassem *Egoismus*«),⁵¹ deren prägnantester Spezialfall »*nosophobisch[es]*« Verhalten⁵² oder Krankheitsfurcht ist.⁵³

So jedenfalls diagnostiziert es Thomas, wenn er verächtlich über die »Qual, die unbestimmte Qual in Christians linkem Beine« spricht und auch dessen sonstige hypochondrischen Anwandlungen lehrbuchgerecht über eine erhöhte Tendenz zur »Selbstbeobachtung« (342) bei seinem Bruder erklärt. Thomas kann in diesem Falle deswegen eine so präzise Analyse geben, weil er, wie er Tony gegenüber zugibt, früher ebenfalls zu der Christian eignenden neurasthenisch-hypochondrischen »Beschäftigung mit sich selbst [...] geneigt« hat, sich dann aber davon abwenden zu können glaubte (290). Thomas sieht also, genau wie der Erzähler, der dies getreu berichtet, durchaus eine Verbindung zwischen Christians schwerem und seinem eigenen leichteren nervlichen Leiden.⁵⁴

Bemerkenswert für unseren Zusammenhang ist nun, um auf Grabows Gedanken über die buddenbrookschen Essgewohnheiten zurückzukommen, dass sich Christians psychotische Hypochondrie bzw. Neurasthenie auch im Folgenden über das Essen entwickelt: Das nächste Mal ist es nicht mehr die leicht inszenierte Übelkeit angesichts eines reichhaltigen Essens, sondern ein harmloser Pfirsich, angesichts dessen Christian der schreckartige Gedanke überkommt, was passierte, »wenn ich ihn verschluckte« (75). Und kurze Zeit später wird aus dieser bis dato nur leicht zwanghaften Vor-

49 Zum Verhältnis Neurasthenie/Hypochondrie im 19. Jahrhundert vgl. die grundlegende Studie von Esther Fischer-Homberger, *Hypochondrie. Melancholie bis Neurose: Krankheiten und Zustandsbilder*, Bern u.a. 1970, S. 85ff.

50 Krafft-Ebing, *Nervosität und neurasthenische Zustände* (wie Anm. 47), S. 122.

51 Ebd., S. 70; Herv. M. B.

52 Ebd., S. 162.

53 Ebd.

54 Vgl. auch folgende Stelle: »Thomas, durch Krankheit daran gewöhnt, die Kundgebungen seiner Nerven zu beobachten« (270), sagt zu Christian: »Ich bin geworden wie ich bin [...], weil ich nicht werden wollte wie du. Wenn ich dich innerlich gemieden habe, so geschah es, weil ich mich vor dir hüten muß, weil dein Sein und Wesen eine Gefahr für mich ist« (638).

stellung die systematische Angst, »vielleicht nicht schlucken« zu können. »Ja, die Sache ist: ich wage nicht einmal, es ordentlich zu wollen« (288).

Es ist also, wörtlich wie übertragen, die fehlende Diätetik oder psychische Ökonomie, anhand derer sich Christians neurasthenische Hypochondrie explizit entwickelt, bevor sie sich zur Vorstellung einer namenlosen Qual im Bein aufgrund zu kurzer Nervenstränge auswächst und von dort in die Psychose abdriftet.

Daraus erhellt, um diesen kleinen Exkurs abzuschließen: In der unscheinbar wirkenden Episode über das Unwohlsein des kleinen Christian und in Grabows ebenso unscheinbaren Gedanken dazu ist die Entwicklung des neurasthenischen Krankheitsverlaufs und des ökonomischen Untergangs der Familie Buddenbrook inklusive einer Anamnese ihrer Ursache, nämlich der fehlenden diätetisch-ökonomischen »Mäßigung«, implizit bereits vollständig erzählt.

Denn genau diese fehlende Mäßigkeit zeichnet – auf psychischem Gebiet – nicht nur den Psychotiker Christian, sondern auch – auf ökonomischem – die Wirtschaftsweise des neurotischen Neurasthenikers Thomas aus: Statt bei seinen Geschäften eine vermittelnde Position zwischen Ökonomie und Chrematistik zu finden, wie es von seinem Großvater Johann vorgelebt wurde, springt er, zumindest in vorgerücktem Alter, von einem Extrem ins andere.

Auf der einen Seite sind bei ihm ein hektischer und natürlich ruinöser Aktivismus und Investitionismus zu verzeichnen, z.B. der Kauf der Pöpenrader Ernte »auf dem Halm«, die durch »das bißchen Hagel« vernichtet wird (499; 542), all dies ironischerweise dadurch motiviert, dass sich Thomas beweisen will, kein »zärtlicher Träumer«, kein »skrupulöser Nachdenker«, sondern ein »praktischer Mensch«, ein »Mann der unbefangenen Tat« (515f.) – also ein Antineurastheniker – zu sein.

Auf der anderen Seite lässt sich, zur gleichen Zeit wohlgemerkt, der Fall ins gegenteilige Extrem beobachten: Thomas' Versuch, im Privatleben »in fast kleinlicher Weise zu sparen« (513). Und auch geschäftlich neigt der Kaufmann jetzt dazu, die überwunden geglaubte Non-Investitions politik seines Vaters Jean zu wiederholen, ja zu übertreffen. Sogar Tony bemerkt, dass ihr Bruder nicht mehr »mit so gutem Erfolge« arbeitet wie früher. Und sie glaubt, das liege daran, dass »du dir aus lauter Vorsicht und ängstlicher Gewissenhaftigkeit die Gelegenheit zu guten coups entschlüpfen lässt ...« (500). – Da ist sie also, die Maßlosigkeit der Extreme, vor der von diätetischer Seite die galenische Medizin und die moderne Neurasthenie-Lehre sowie, aus ökonomischer Perspektive, die altväterliche aristotelische Ökonomielehre warnen.

Resümierend lässt sich festhalten, dass sich der Erzähler gerade wegen der von ihm thematisierten Analogie zwischen der Verschwendung von Nerven- und Betriebskapital das Problem einer Gegenzeitlichkeit in seiner Urteilsbildung einhandelt. Einerseits schreibt er, der er anscheinend die neuesten hereditären Neurasthenie-Theorien zur Kenntnis genommen hat, tatsächlich an dem in der Forschung ausgerufenen modernen europäischen Nervenroman mit.⁵⁵ Andererseits bringt ihn die aristotelische Ökonomie-Lehre, als explizit gemachtes Enthymem der psychiatrischen Argumentation, in ein vormodernes Analyse-Fahrwasser – nämlich das der Rückbindung der Ware an die Natur.

V. Erzählung vs. Analyse

Soweit die diegetische Analyse des Erzählers. Es bleibt jedoch zu fragen, ob diese explizite und theoretisierte Position die alleinherrschende im Roman ist oder ob es nicht auch mimetische, genauer: quasimimetische, Elemente im Text gibt, die dieses harte Joch der Theorie abschütteln und ihre eigene Dynamik entfalten können.⁵⁶

Von wissenschaftlicher Seite gibt es einen eindeutigen Hinweis darauf, dass der Erzähler, verstanden als Interpret des Geschehens, keine unbegrenzte Autorität besitzt. Die altväterliche Ökonomie-Theorie, die dieser wie gesagt für seine Einlassungen implizit verwendet, ist um 1900 – und zwar ziemlich genau um 1900 – dezidiert vom Tisch. Es muss den ökonomietheoretisch gebildeten Lesern der Zeit geradezu absurd vorgekommen sein, dass in den *Buddenbrooks* noch einmal das Hohe Lied der aristotelischen Ökonomie gesungen wird, während Autoren wie Hermann Hein-

55 Vgl. hierzu Dierks, »Buddenbrooks als europäischer Nervenroman« (wie Anm. 48).

56 Zu bedenken ist der Einwand Genettes, dass es sich bei den sogenannten mimetischen Elementen in einer Erzählung immer nur um eine »Mimesis-Illusion« handelt (Gérard Genette, *Die Erzählung*, übers. von Andreas Knop, hg. von Jochen Vogt, München 1998, S. 118). Dennoch ist in diesem Falle das bekannte *Ceterum Censeo* Paul de Mans, dass diese quasimimetischen Elemente die explizit diegetischen in Frage stellen, nicht von der Hand zu weisen (Paul de Man, »Ästhetische Formalisierung: Kleists »Über das Marionettentheater«, in: ders., *Allegorien des Lesens*, übers. von Werner Hamacher und Peter Krumme, Frankfurt a.M. 1988, S. 205–233. Vgl. auch die Formulierungen in »Lesen«, ebd., S. 91: »Die Frage ist ja gerade die, ob ein literarischer Text von dem handelt, was er beschreibt, darstellt oder aussagt«; ähnlich »Semiologie und Rhetorik«, ebd., S. 45, wo eine Unterscheidung zwischen dem, was der Text »praktiziert« und dem, was er »predigt«, getroffen wird).

rich Gossen (mit den nach ihm benannten drei ökonomischen Sätzen),⁵⁷ Karl Menger⁵⁸ oder Léon Walras zur gleichen Zeit die Grenznutzenlehre entwickeln, die sich gerade durch eine Befreiung von deren metaphysischem Ballast auszeichnet: Statt, wie bisher, vom *natürlichen* Wert der Ware auszugehen, setzen die zeitgenössischen Ökonomen auf eine *rein subjektive* Bestimmung des Wertes einer Ware durch die Marktteilnehmer; eine Unterscheidung, die Mann höchstwahrscheinlich bekannt ist.⁵⁹

57 In Kürze seien hier die drei gossenschen Sätze wiedergegeben: »I. Bei dem einzelnen Genuß giebt es eine Art und Weise zu genießen, die hauptsächlich von der häufigern oder minder häufigen Wiederholung des Genusses abhängt, durch welche die Summe des Genusses für den Menschen ein Größtes wird. Ist dieses Größte erreicht, so wird die Summe des Genusses sowohl durch eine häufigere, wie durch eine minder häufige Wiederholung vermindert.« Zweiter Satz: »Der Mensch, dem die Wahl zwischen mehr Genüssen frei steht, dessen Zeit aber nicht ausreicht, alle vollaus sich zu bereiten, muß, wie verschieden auch die absolute Größe der einzelnen Genüsse sein mag, um die Summe seines Genusses zum Größten zu bringen, bevor er auch nur den größten sich vollaus bereitet, sie alle theilweise bereiten, und zwar in einem solchen Verhältniß, daß die Größe eines jeden Genusses in dem Augenblick, in welchem seine Bereitung abgebrochen wird, bei allen noch die gleiche bleibt.« Dritter Satz: »Die Möglichkeit, die Summe des Lebensgenusses zu vergrößern, wird unter den noch vorhandenen Umständen dem Menschen jedesmal dann gegeben, wenn es gelingt, einen neuen Genuß, sei dieser auch an und für sich noch so klein, zu entdecken, oder irgend einen bereits bekannten durch die Ausbildung seiner selbst, oder durch Einwirkung auf die Außenwelt zu steigern.« (Hermann Heinrich Gossen, *Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs und der daraus fließenden Regeln für menschliches Handeln*. Neue Ausgabe, Berlin 1889, S. 11f.; 21). Vgl. hierzu Priddat, *Theoriegeschichte* (wie Anm. 7), S. 51ff.

58 Menger erklärt die Lösung der Ware von ihrem angeblichen natürlichen Wert so: »Unter den grundlegenden Irrthümern, welche von der weittragendsten Bedeutung für die bisherige Entwicklung unserer Wissenschaft waren, steht in erster Reihe der Grundsatz: dass die Güter desshalb für uns Werth erlagen, weil zur Hervorbringung derselben Güter verwandt wurden, welche Werth für uns hatten.« Vielmehr stimmt: »Zwischen dem Werth, welchen Güter niederer, beziehungsweise erster Ordnung, für uns in der Gegenwart haben, und dem Werte der zur Hervorbringung solcher Güter uns in der Gegenwart verfügbaren Güter höherer Ordnung, besteht demnach kein nothwendiger Zusammenhang, vielmehr ist es klar, dass die erstern ihren Werth aus dem Verhältnisse zwischen Bedarf und verfügbarer Quantität in der Gegenwart herleiten, die letztern aber aus dem voraussichtlichen Verhältnisse zwischen Bedarf und verfügbarer Quantität mit Rücksicht auf jenen kommenden Zeitraum, für welchen die bezüglich Producte uns mittelst der in Rede stehenden Güter höherer Ordnung verfügbar sein werden.« (Karl Menger, »Grundsätze der Volkswirtschaftslehre« (1871), in: ders., *Gesammelte Werke*, hg. von F. A. Hayek, Tübingen 1926, 4 Bde., Bd. I, S. 123 u. 125f.)

59 Max Haushofer unterscheidet explizit in den Passagen seines Standardwerkes, das er seiner Vorlesung zugrunde legt, zwischen dem »subjektiven und objektive[n]

Mit diesem neuen ökonomietheoretischen Instrumentarium ausgestattet, ließe sich der Fall des Handelshauses Buddenbrook nicht als Verlust des ökonomischen Maßes, sondern – andersherum – als fehlende Ablösung von der altväterlichen ökonomischen Theorie des natürlichen Maßes verstehen. Thomas Buddenbrooks Fehler hätte also nicht darin gelegen, dass er sich, wie der Erzähler unterstellt, zu weit von der Natur entfernt hätte, sondern, andersherum: darin, dass er, die Zeichen der Zeit nicht erkennend, noch einmal den zum Scheitern verurteilten Versuch unternommen hätte, den Wert der Ware, mit der sein Haus handelt, von der Natur her zu bestimmen.

Zugegebenermaßen basiert eine solche Lesart ausschließlich auf externem Wissen. Gleichzeitig ist es auch der Text selbst, der, auf seine Art, einer solchen antiauktorialen Position Vorschub leistet – und zwar durch die Beschreibung des Luxus selbst. Denn der Roman feiert, man kann es nicht anders sagen, den Luxus, den er zur Hinrichtung freigibt, wenn er ihn, angeblich auf dem Weg dahin, erzählt.

Dies lässt sich ebenfalls an der ersten großen Essensszene zeigen, von der oben bereits gehandelt wurde: Als ob er es vergäße, dass er hier den Anfang vom Ende der Familie Buddenbrook einläutet, als ob es ihm nicht bewusst wäre, dass er gerade den theoretischen Boden für die Analysen von den Bedürfnissen der Nerven und ihrem degenereszenten Verlauf ebnet, beschreibt der Erzähler hier mit ungebrochener Liebe zum Detail das Geschirr, »Meißener Teller mit Goldrand« (26), und das Essen, das auf ihm angerichtet ist. Beim »Fisch« (27) hält er sich nur deswegen nicht lange auf, da es ihn – wie die Gäste der Buddenbrooks – zu dem »kolossale[n], ziegelrote[n], panierten Schinken [...], gekocht, nebst brauner, säuerliche[r] Schalottensauce« (30) und dem »Russische[n] Topf, ein[em] prickelnd und spirituös schmeckende[n] Gemisch konservierender Früchte« (ebd.), zieht.

Hernach stellt er seinen Lesern schwärmend und schwärmerisch den buddenbrookschen »Plettenpudding« vor die inneren Augen bzw. den inneren Gaumen und vergisst dabei nicht, ihn in all seinen Schichten noch einmal aufzubauen: »Makronen, Himbeeren, Biskuits und Eiercreme« (35). Schließlich schwelgt er in Klang und Farbe, wenn er den »goldgelbe[n], traubensüße[n] alte[n] Malvasier in die kleinen Dessertweingläser« fließen

Werte« der Güter (Max Haushofer, *Grundzüge der politischen Ökonomie*, Bd. I: *Grundzüge der Nationalökonomie*, Berlin 1894, S. 4). Dieser Hinweis besitzt eine hohe zeitgenössische Aktualität: In der entsprechenden Passage der vorherigen Auflage (ders., *Grundzüge der Nationalökonomie*, Stuttgart 1883, S. 7) findet sich dieser Hinweis noch nicht.

(ebd.) hört und sieht. Des Erzählers Lust am Luxus ließe sich für alle weiteren Essensszenen – und auch alle anderen Szenen, die den Luxus der Buddenbrooks ihren Lesern vor die Sinne führen – ausführlich belegen.⁶⁰ Neben die theoretische Verdammung tritt immer auch die darstellerische Rehabilitation und feierliche Inszenierung.

Vor diesem Hintergrund erhellt, dass Manns Erzähler, verstanden als Interpret des von ihm verfassten Geschehens, es auf grandiose Weise verpasst, die für die Moderne typische Ambivalenz des Luxus in sein analytisches Modell aufzunehmen; und dies, obwohl es sich von seiner Zeit her – Stichwort Grenznutzenlehre – besonders angeboten hätte. Der Grund liegt höchstwahrscheinlich in dem von ihm gewählten degenereszenten Erzählmodell, das, auch in der Übertragung auf das Gebiet des Ökonomischen, eine eindeutige Richtung vorgibt und Ambivalenzen weitgehend ausschließt.⁶¹

Gleichzeitig jedoch stellt er die theoretisch verfehlt Ambivalenz durch die Diskrepanz zwischen diegetischer und (quasi)mimetischer Erzählweise wieder her. Mit dem gleichen Atemzug, in dem er behauptet, dass

60 Vgl. für die Essensszenen in den *Buddenbrooks*, Felix Höpfner, »Die Mahlzeiten bei Buddenbrooks«, in: *Freibeuter* 67 (1996), S. 149-151; Hans-Joachim Sandberg, »Gesegnete Mahlzeit(en). Tischgespräch im Norden«, in: *Thomas Mann-Jahrbuch* 15 (2002), S. 69-87; Kikuko Kashiwagi, *Festmahl und frugales Mahl. Nahrungsrituale als Dispositive des Erzählens im Werk Thomas Manns*, Freiburg 2003, S. 23-76; Ernest Schonfield, »Civilization in the Dining Room. Table Manners in Thomas Mann's ›Buddenbrooks‹«, in: Mary Fulbrook (Hg.), *Un-Civilizing Processes? Excess and Transgression in German Society and Culture. Perspectives Debating with Norbert Elias*, New York 2007, S. 157-174; Friedhelm Marx, »Die Familie bei Tisch. Thomas Manns ›Buddenbrooks‹«, in: Rüdiger Sareika (Hg.), *Buddenbrooks, Houwelandt & Co. Zur Psychopathologie der Familie am Beispiel des Werkes von Thomas Mann und John von Düffel*, Iserlohn 2007, S. 39-58, und Martha Satz, »The Death of the Buddenbrooks«, in: Lilian R. Furst u.a. (Hg.), *Disorderly Eaters. Texts in Self-Empowerment*, Pennsylvania 1992, S. 199-214, die sich auch Christians Essstörung zuwendet.

61 Worauf ich in diesem Text nicht eingehen konnte, ist die, der Dekadenz-Richtung zuwiderlaufende, Aufwertung der Kunst, insbesondere der Musik in den *Buddenbrooks*. Vgl. hierzu Volker Mertens, *Groß ist das Geheimnis. Thomas Mann und die Musik*, Frankfurt a.M. 2006, S. 20ff., und Dirk Kemper, »Kontrapunkt versus Harmonie. Musik und Musikalisches in Thomas Manns ›Buddenbrooks‹«, in: Werner Keil (Hg.), *1900 – Musik zur Jahrhundertwende*, Hildesheim u.a. 1995, S. 149-164. Zum Verhältnis Kunst/Krankheit allgemein, vgl. u.a. Fernand Hoffmann, *Thomas Mann als Philosoph der Krankheit. Versuch einer systematischen Darstellung seiner Wertphilosophie des Bionegativen*, Luxemburg 1975, S. 64ff.; ders., *Thomas Mann und seine Welt*, Hildesheim u.a. 1992, S. 3-30.

der Luxus Anzeichen für den übermäßigen und ruinösen Verbrauch von nervlichem und betrieblichem Kapital der Kaufmannsfamilie Buddenbrook darstellt, preist er diesen Luxus mit aller Macht, die ihm als Herr über das Geschehen zur Verfügung steht. Damit handelt er sich einen performativen Widerspruch ein, der aber zugleich die darstellerische Qualität des Romans ausmacht.

Die Vereinigung von Seele und Wirtschaft

Zur Ökonomie des »rechten Lebens« in Robert Musils Roman »Der Mann ohne Eigenschaften«

Die vorliegende Studie geht der Frage nach, wie Robert Musil in seinem Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* durch die Darstellung Paul Arnheims ein Konzept der Seele kritisiert, das sich an luxusfeindlichen ökonomischen Theorien orientiert.

Einleitend wird die negative Wirkung des Luxus auf die Seele, wie sie die Lebenskunstlehre zu Beginn des 20. Jahrhunderts beschreibt, seiner identitätsstiftenden Funktion in der zeitgenössischen Soziologie gegenübergestellt (I). Darauf aufbauend soll der im Roman vorgestellte Zusammenhang zwischen Luxus und Seele durch ein *close reading* ausgewählter Passagen erarbeitet und durch Bezüge zu den soziologischen Erkenntnissen Max Webers, Georg Simmels und Werner Sombarts im zeitgenössischen Diskurs verortet werden. Zunächst wird analysiert, wie sich Arnheims gesellschaftliche Identität im Spannungsfeld von wirtschaftlicher Arbeit und Freizeitbeschäftigung mit den Fragen der Seele konstituiert (II). Dabei trägt, so wird insbesondere an der Perspektive Diotimas deutlich, der materielle Luxus entscheidend zur sozialen Distinktion Arnheims bei, die jedoch, wie Musil durch die Ironisierung Diotimas zeigt, nicht mit einer gelungenen Entfaltung der Seele gleichzusetzen ist. Wie Arnheim selbst sich seiner Seele anzunähern versucht, soll anhand seiner Beziehung zum »Mohrenknaben« Soliman untersucht werden (III). Die Entwicklung dieser Beziehung spiegelt, so werde ich argumentieren, Arnheims seelische Entwicklung: Beide bedürfen eines geistig-emotionalen Luxus und werden durch Arnheims ökonomisches Kosten-Nutzen-Denken kontaminiert. Der vierte Abschnitt (IV) kehrt zur Ausgangsfrage zurück, welche Prämissen der zeitgenössischen Lebenskunst durch die Charakterisierung Arnheims kritisiert werden: In der »Ausprache« mit Ulrich zeigt sich, dass Arnheim Geld und Seele gleichsetzt und Letztere daher einem Streben nach unbedingter Herrschaft über die Wirklichkeit opfert. Wie der Roman diese Kritik durch ein eigenes Modell der Lebenskunst ergänzt, das einem der sozial-wirtschaftlichen Sphäre enthobenen Luxus eine zentrale Stellung einräumt, soll abschließend durch einen Ausblick auf Ulrichs Überlegungen zur »Frage nach dem rechten Leben« skizziert werden (V).